

Heidi Rosenbaum, „Und trotzdem war’s ‘ne schöne Zeit“. Kinderalltag im Nationalsozialismus, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2014, 681 S., geb., 29,90 €.

In den letzten Jahren finden sich vermehrt Forschungsprojekte, Tagungen und Publikationen, die sich mit der Frage befassen, wie Prozesse gesellschaftlicher Kollektivierung unter der NS-Herrschaft abseits der Propaganda zur ‚Volksgemeinschaft‘ tatsächlich verliefen und welche Eigendynamiken sich hierbei ausbildeten. Zugleich liegen über die hierbei generierten Effekte auf die deutschen Familien und die dortigen Sozialisationsbedingungen noch immer vergleichsweise wenige empirisch fundierte Erkenntnisse vor. An beides – Konjunktur und Desiderat – knüpft die Publikation Heidi Rosenbaums zum Kinderalltag im Nationalsozialismus an. Die Autorin hat sich hierzu ein anspruchsvolles Ziel gesetzt: nicht weniger als eine Untersuchung des „gesamten“ Alltags der Kinder in diesem historischen Kontext ist ihr Forschungsansatz (S. 13).

Empirische Basis der in der Publikation vorgestellten Ergebnisse ist Material, welches im Rahmen eines größeren, von der VolkswagenStiftung finanzierten Forschungsprojekts aus den Jahren 1999 bis 2002 erhoben wurde. Zwei Grundannahmen konkretisieren die bildungshistorische Analyse dieses Materials: Erstens die These, dass die Sozialisation damals heranwachsender Kinder von den politischen Entwicklungen beeinflusst wurde (S. 12f.); zweitens die Annahme, dass sich diese Einflüsse nach den spezifischen Konstellationen differenzieren lassen, unter denen sie jeweils stattfanden (S. 14). Zur Ausdifferenzierung des letztgenannten Aspekts wählt Rosenbaum das Kriterium der sozialen Milieus, von denen sie in ihrer Studie exemplarisch vier vergleichend untersucht: „Das gehobene bürgerliche Milieu der mittelgroßen Universitätsstadt Göttingen, das Arbeitermilieu in der Kleinstadt Hann. Münden, sowie [...] zwei ländliche Milieus, die sich in Bezug auf die dominierende Konfession und die Sozialstruktur unterscheiden“ (S. 15). Das Zusammenwirken der NS-Politik mit den in dieser Liste bereits angedeuteten Milieuspezifika und die sich hierbei generierenden Sozialisationseffekte sind das zentrale Thema der Publikation. Als besonders erkenntnisförderlich erweist es sich dabei, dass Rosenbaum in ihrer Studie nicht auf der Analyseebene der Milieuzugehörigkeit verbleibt, sondern zusätzlich Differenzierungen innerhalb der untersuchten sozialen Milieus vornimmt. Als deren prägende Elemente macht sie den kindlichen Alltag in den Familien, das kindliche Spiel, die Eroberung des Raums, das Leben in Schule und Hitlerjugend, den „Umgang mit dem Körper sowie Normen und Werte einschließlich der Religiosität“ aus (S. 20). Resultat dieser weit gefassten Perspektive ist eine Fülle vertiefender Forschungsergebnisse, welche Rosenbaum im Verlauf ihres Buchs auf 515 (!) Seiten und jeweils unter den genannten Kategorien subsummiert präsentiert. Der Ertrag wird noch gesteigert durch die vielfache konzise Anbindung an die bestehende NS-Forschung – zugleich in übergreifender sowie in regionaler oder auf die familiäre Sozialisation bezogener Perspektive. Demgegenüber stellt die vorgenommene Beschränkung auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg eine – im Sinne einer zu bewältigenden Forschungsleistung – nachvollziehbare Eingrenzung dar (S. 20f.). Etwas weniger nachvollziehbar ist hingegen die zweite Beschränkung, die Rosenbaum vornimmt: Der Ausschluss des Alltags „von Kindern, die während des Nationalsozialismus aus rassistischen oder anderen Gründen verfolgt worden sind“ (S. 21). Diese kategorische Trennung ist nicht zuletzt aus analytischer Sicht problematisch, da so auch die Erfahrungen derjenigen künstlich ausgeklammert werden, deren Ausgrenzung erst nach 1933 durch den willkürlich-eigenmächtigen Herrschaftsvollzug des NS-Regimes inszeniert wurde. Die wenigen Beispiele für Ausgrenzungserfahrungen, die sich dennoch in der Studie angedeutet finden, machen zudem schnell deutlich, dass eben auch die Kriterien der bevölkerungspolitischen Selektion des NS-Regimes vielfach nicht eindeutig waren, sondern sich durchaus sozialisationsrelevante Grauzonen zwischen Inklusion und Exklusion erkennen lassen (vgl. exemplarisch S. 144ff. und 174 sowie insbesondere die Fußnote 52 auf S. 178). Diese waren keineswegs rein zufällig, sondern sind typischer Ausdruck einer bedürfnisgerecht funktionalisierenden NS-Herrschaftsausübung.

Methodisch stützt sich die qualitativ ausgerichtete Studie auf insgesamt 48 Zeitzeugenbefragungen, deren Berichte mittels einer Kombination aus narrativem und offenem Leitfadeninterview erhoben wurden. Bei der knappen, theoretisch gehaltenen Erläuterung des Vorgehens (S. 24ff.) fallen zwei Aspekte auf, die sich in ihrer Konsequenz als offene Fragen durch das gesamte Buch ziehen. Erstens wird nicht explizit gemacht, mit welchen Methoden genau die Interviews geführt und ausgewertet wurden. Implizit lässt sich schließen, dass dies wohl nach Fritz Schütze erfolgte. Das Fehlen einer deutlichen Erklärung, wie genau die erhobenen Erkenntnisse letztlich methodisch generiert wurden, führt dann im Weiteren an einigen Stellen zur Unklarheit darüber, wie präsentierte Schlussfolgerungen zustande gekommen sind und auf welchen konkreten Analyseschritten sie beruhen (vgl. exemplarisch S. 166). Damit zusammenhängend gestaltet sich ein zweiter kritischer Aspekt. Völlig zu Recht verweist Rosenbaum darauf, dass ihre Ergebnisse keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben können (S. 25). Dies gilt in zweierlei Hinsicht: Zum einen wurden nur ausgewählte Milieus berücksichtigt (alle Orte liegen im südlichen Niedersachsen, alle Milieus weisen nach Größe und Region relevante Ortsspezifika auf, die nicht ohne Weiteres auf andere übertragbar sind; S. 25f.); zum anderen ist das Sample hierfür zu klein (S. 24). Dies bedeutet nun im Sinne einer qualitativen Forschungslogik keineswegs automatisch eine Relativierung der Aussagekraft der vorgestellten Ergebnisse. Im deutlichen, den methodisch geschulten Leser teils irritierenden, Widerspruch zu den Maximen qualitativer Sozialforschung stehen jedoch die immer wieder eingestreuten und auf eine Summierungslogik hinweisenden Anmerkungen der Autorin („fast alle Befragten“, S. 217; vgl. unter anderem auch S. 245). Würden diese leichten Irritationen behoben – etwa durch kleinere Formulierungsanpassungen in einer eventuellen zweiten Auflage – kämen dadurch die ungemein große Vielfalt der empirischen Details und ihre erfreulich differenzierte Darstellung im Buch nur umso stärker zur Geltung. Die schiere Menge interessanter und vielfach weiterführender Informationen über Teilphänomene des damaligen Aufwachsens liefert dem interessierten Leser, aber auch der historischen Bildungsforschung eine beeindruckende Vielfalt an Einzel- und systematischen Erkenntnissen zum Thema.

Anknüpfend an diese Anmerkungen zum methodischen Vorgehen der Studie ist zumindest kurz auf einige Formulasaspekte einer im Ganzen sehr leserfreundlich geschriebenen Studie kritisch hinzuweisen. Die Übernahme der propagandistischen NS-Eigenbezeichnung „Drittes Reich“ ohne Anführungszeichen (vgl. exemplarisch S. 505) mag noch Geschmackssache sein, mit stärkeren Einschränkungen auch die, ebenfalls ohne Kennzeichnung erfolgte, Verwendung des Begriffes „gleichgeschaltet“ innerhalb der eigenen Darstellung (S. 245f.). Unbedingt abgeändert werden sollte allerdings eine Formulierung, die darauf verweist, dass im Milieu des katholischen Dorfs Oberfeld keine Juden gelebt hätten und daher die dortigen Bewohner von „antisemitischen Aktionen“ wahrscheinlich „verschont geblieben sind“ (S. 537). Eine solche Aussage lässt die Opferperspektive doch zu sehr ins Unklare verschwimmen. Dies ist nicht zuletzt im vorliegenden Forschungskontext von besonderem Belang, da nicht erst seit den einschlägigen Forschungsberichten Michael Wildts bekannt ist, in welchem Ausmaß gerade die Bevölkerung dörflich- und kleinstädtisch-regionaler Gemeinschaften aktiv an den Ausgrenzungs- und Verfolgungsmaßnahmen gegenüber der dort ansässigen jüdischen Minderheit beteiligt war.

Die Schlussbetrachtung der Gesamtstudie (S. 619ff.) birgt schließlich eine weitere analytische Erkenntnisförderung: In abstrahierter Form werden die Forschungsergebnisse konzise auf überdauernde bildungshistorische Entwicklungstendenzen des 20. Jahrhunderts bezogen. Hierbei stellt die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität das analytische Kriterium dar, nach dem die Einflüsse der NS-Herrschaft auf diese überdauernden Entwicklungen bewertet werden. Dieser Abgleich erfolgt für drei unterschiedliche Themenfelder: erstens die untersuchten Milieus, bezüglich derer der Frage nachgegangen wird, inwieweit zwischen den dortigen Sozialisationsbedingungen Schnittmengen oder aber Differenzen aufgewiesen wurden; zweitens die Biografien der befragten Zeitzeugen, die daraufhin untersucht werden, ob sich in ihnen durch die NS-Herrschaft Brüche in ihrer Erfahrungswelt ergaben; drittens – und noch einmal eigenständig erkenntnisförderlich – ausgesuchte Entwicklungstrends der Kindheit im 20. Jahrhundert (S. 632ff.), wobei die Ergebnisse der eigenen Studie knapp, aber mit großer Übersicht mit der Forschung zur Familiarisierung, Scholarisierung, Verhäuslichung, Sakralisierung und Individualisierung abgeglichen werden. Rosenbaums eigenes Fazit zur Frage der Kontinuität fällt schließlich recht eindeutig aus: „Sieht man von den von den Nationalsozialisten bewirkten und nach 1945 in der Bun-

desrepublik rückgängig gemachten Brüchen und Veränderungen ab (Hitler-Jugend, Politisierung der Schule, nationalsozialistisch geprägte Verhaltensweisen wie das Grüßen und Ähnliches), blieben große Teile des kindlichen Alltags bis in die 1960er Jahre nahezu unverändert“ (S. 639). Man kann die historische Entwicklung anders beurteilen, die angedeuteten NS-Einflüsse stärker gewichten und somit als nicht so einfach zu revidierenden Bruch ansehen. Entscheidend für die Bewertung der Qualität der Studie Rosenbaums ist jedoch etwas anderes: Gleich zu welchem Fazit man nun kommt, die empirisch ungemein reichhaltige, anregend formulierte, erkenntnisförderlich systematisierte und kenntnisreich an interdisziplinäre Forschungstendenzen angebundene Darstellung Rosenbaums liefert der Ergebnisfindung ein ausgewogenes und stabiles Fundament, welches ein differenziertes Abwägen durchweg ermöglicht. Dieser, die themenspezifische Forschungslandschaft – auch im Sinne des eingangs erwähnten Desiderats – bereichernden Studie ist eine möglichst große Verbreitung zu wünschen. Die angeführten Kritikpunkte wären gegebenenfalls in einer weiteren Auflage durch Formulierungsveränderungen mit kleinerem Aufwand zu beheben.

Jakob Benecke, Augsburg

Zitierempfehlung:

Jakob Benecke: Rezension von: Heidi Rosenbaum, „Und trotzdem war’s ‘ne schöne Zeit“. Kinderalltag im Nationalsozialismus, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2014, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81592>> [28.10.2014].